

(Nachdruck verboten.)

7)

## Der Entgleiste.

Von Wilhelm Holzamer.

Die Klar ging. Dann kam sie mit großen Schritten zurück und sagte mit ihrer tiefen, lauten Stimme, der sie nun gar keinen Zwang antat:

„Und wenn's gegen Gott und Gebot wäre, ich tät alles für Sie, wenn's sein müßt.“

Der Krafft lächelte. Das hatten ihm schon viele gesagt. Aber die Klar war ein ehrlicher, gerader und berber Mensch — es tat ihm wohl.

„Ich bin zu alt dazu, liebe Klar, es steht mir nicht mehr viel bevor. Aber ich danke für Ihren guten Willen.“

Die Pause war länger gewesen wie gewöhnlich. Der Hof war schon seit einer Weile wieder leer. Nur der Philipp war allein und gottverlassen noch da. Ihm war, als sei er zwischen lauter rohe Eier gesetzt. Wo er nur ein wenig nach der Seite greife, da gehen gleich ein paar entzwei. Es gefiel ihm alles so gut, und er hatte doch ein Wangen vor allem. Er wußte sich nicht auszufinden in der Welt. Was er gehabt hatte, das war wie weggeblasen, und das Neue getraute er sich noch nicht in Besitz zu nehmen. Er schwebte zwischen Freude und Bangen — und am liebsten wär er davongelaufen. Da kam nun seine Mutter.

„Also Philipp, hier gehst Du jetzt in die Schul. Vernst, bist ordentlich, paßt auf, verstanden?“

Der harte Ton der Mutter führte ihn wieder ein wenig in seine Welt zurück.

„Und Sie sparen nit, Herr Lehrer, mit Psui-Gas“ — wandte sie sich an den Krafft und machte eine entsprechende Bewegung dabei.

Für den Krafft war die Sache nun abgetan. Er nahm den Buben an der Hand und führte ihn in die Schulstube.

„Guten Morgen,“ wandte er sich zur Mutter. Nun hallte wieder der feste Schritt der Klar durch den stillen Hof — das Tor schlug zu — drinnen hatte die Schularbeit begonnen, die der Jugend schwere Last und arges Schicksal ist. Dem Philipp schien's ein fürchterliches Ungeheuer zu sein. Er war scheu davor, wie eine junge Taube vorm Sabicht.

6.

Auf der Straße sah die Klar einmal an sich hinab, ob sie denn auch reputierlich ausgesehen habe, als sie mit dem Alten im Garten auf und ab gegangen war. O ja, es ging. Sie hatte das beste an, was sie besaß, ihr schwarzes Kleid und eine schwarze Schürze drauf — ihre Stiefel waren gewischt, und saubere Hände hatte sie auch. In der Schule hatte er früher immer gesagt: auf den Anzug kommt's nicht an, aber sauber und ganz muß man sein. Darauf hielt sie. In der Kettenkaute und am Biegetisch, das war ja etwas anderes — aber wenn's dann galt, wenn's Abend war, oder sie hatte zu anderen Leuten zu gehen, dann sauber und ganz. Schade, daß sie ihre Frisur nicht sehen konnte. Sie leckte einmal über ihre Hände und strich sich die Haare links und rechts vom Scheitel glatt, wie wenn sie es so gut machen könnte, wenn vorhin eine Strähne widerspenstig gewesen und nicht in der Reihe geblieben wäre.

Sie fühlte ein richtiges Bittern. Es war Freude. Sie glühte ihr nun heiß ins Gesicht, und sie sprang ihr in die Weine, daß sie mit leichten, wiegenden Schritten ging. Sie ging nicht in ihrem gewöhnlichen breiten und harten Gang. Und sie wiegte sich in den Hüften. Dann pfiß sie vor sich hin. Tanzen und pfeifen tat sie für ihr Leben gern. Tanzen konnte sie jetzt nicht, so pfiß sie.

Und um gleich ihre Arbeit richtig zu machen und ganz fit und fertig, nahm sie den Weg ins Pfarrhaus.

Der Pfarrer Knödterich genoß nicht großen Respekt im Dorf. Er war ein altes Waschweib, führte schöne Worte im Munde, aber wenn man einmal richtig was von ihm wollte, dann machte er Ausflüchte. Und dann war er neugierig wie ein kleines Kind. Er mußte allen Leuten die Töpfe ausgucken. Manchmal kam er damit an den Unrechten. Dann flogen ihm die respektlosesten Wörter an den Kopf. Auch an tüchtigen Drohungen fehlte es dann nicht. Besonders wenn

er allzu nahe an den Weibern herumgefrohen war. Aber trotz mancher üblen Erfahrung — es verlockte ihn immer wieder, seine Nase wo hineinzustecken, wo sie nichts zu suchen hatte.

Einmal redete man von einem bettlägerischen Kranksein des Pfarrers Knödterich. Er sollte sich eine arge Erkältung im Schlitten geholt haben. Man ließ das Gerede gelten. Es mochte eine Erkältung sein! Ein paar wußten's doch besser. Er war nach allen neun Nöten durchgebläut worden. Und dann hatten sie ihn auf einen Schneehaufen gesetzt — damit ihm die Hitze ein bißchen vergehen sollte. Er hatte sich nämlich ein bißchen zu nahe an einem Bett zu schaffen gemacht, und der Mann war dazu gekommen. Und so war's auch eine arge Erkältung geworden.

Die Klar dachte jetzt gerade an die Geschichte. Sie schmunzelte. Wenn die Hinkel brütig sind, tunft man sie mit dem Hintern in den Psuhl. Und sie gönnte dem süßmäuligen Knödterich die kräftige Lektion.

Sie mochte ihn nicht leiden. So schwabbelige Männer waren ihr zum Ekel. Aber das war jetzt einerlei. Wenn er nur dem Philipp Lateinfunden geben wollte.

Es fiel ihr ein, daß man sich hinter die Köchin, das Rätchen, stecken mußte, wenn man etwas von ihm erreichen wollte. Die hatte den geilen Bod ganz in der Fuchtel. Nach ihrer Pfeife mußte er tanzen. Denn der Pfarrer hatte neben seinen himmlischen Seligkeiten, die ihm so süß wie Honig von den Lippen flossen, nicht die wohlschmeckenden Irdischkeiten verachten gelernt, die ihm über die Lippen eingingen.

Aber die Klar haßte alles Hintenherum. Gerade draufzu — und deutlich vor die Kappe hingefagt, was sie wollte. So hielt sie's.

Der Pfarrer Knödterich witterte gleich ein Skandalchen und schmunzelte schon, als er die Klar sah. Es fiel ihm gleich ein, daß sie ihren Mann aus dem Hause geworfen hatte, und er rief sich schon behaglich sein rundes Bäuchlein in Erwartung der Schlafstübengeschichten, die er zu hören bekäme. Er fing sogleich an, ehe die Klar nur einmal ihr Anliegen vorgebracht hatte:

„Also nun führt es Sie doch zu mir her, Sie widerpenstiges Schaf. Wozu die Kirche einmal ihren Segen gegeben, das ist fest und unlöslich gebunden auf Erden. Das geht nicht so ohne weiteres, sich die Tür vor der Nase zuschlagen und meinen, nun hat man sich den Mann vom Hals geschafft, nun ist's auch der liebe Gott zufrieden und stört nicht die Ruhe des Gewissens. Aber was Gott mit seinen Händen einmal ergriffen, das läßt er nicht los, das können ihm Menschen nicht entreißn.“

Der Pfarrer sah jetzt Gottes große Hände — denn er dachtete auch und hatte daher eine lebhaftere Phantasie als gewöhnliche Leute. Er wollte gerade ansagen:

„Gottes große Hände, die . . .“

Da fiel ihm die Klar ins Wort:

„Große Händ hab ich auch, Herr Pfarrer, und die können schaffen. Und wo die hinhauen, da figt's, und was sie anpacken, das hat blaue Mäler. Hier gucken Sie nur mal, die haben ihrer Lebtag geschafft, ich möcht sagen, seit ich mich erinnern kann.“

Der Pfarrer war perplex.

„Aber Gottes —“ sagte er.

„Darum bin ich aber nit gekommen,“ fiel ihm die Klar wieder ein.

„Ja,“ hatte er's eilig zu sagen — und sein Wort schnappte so rasch zu, wie die Hände greifen, wenn man Forellen fängt, denn er fürchtete schon, es sollte ihm etwas entwisphen — „es war ja kein besonderes Glück mit ihm, ich begreif das ja. Aber was die Kirche bindet, das soll der Mensch nicht lösen.“

Mit küsternen Augenlein schielte er jetzt von der Seite zu ihr hin und seine Lippen bekamen einen feuchten Schimmer. Er trat einen kleinen Schritt näher und fragte mit einem spitzen Flüsterton:

„Sie ist doch noch gar nicht so alt, Klar. Wie alt ist sie denn? Und hat er denn seine ehelichen Pflichten nicht erfüllt?“

Er senkte ein wenig den runden Cybaritenkopf, zwinkerte mit dem linken Auge und lauschte scharf, was jetzt für eine Antwort kommen würde.

## Eine alltägliche Erscheinung.

Von Wladimir Korolenko.

Der Klar war das Blut in den Kopf geschossen. Am liebsten hätte sie ausgeholt und ihm eine saftige aufgebrennt. Aber dann beherrschte sie sich. Sie wollte ja was von dem alten Bettuchschnefler.

„Ach, Sie reden vom Kaiser. Der ist im Rhein oder überm Rhein, was weiß ich. Deshalb bin ich nit hergekommen, das müßte mir einfallen. Deshalb mach ich noch kein Finger krumm, viel weniger lauf ich ins Pfarrhaus.“

Dem Pfarrer Knödterich war das wie eine kalte Dusche. Einen Augenblick guckte er ganz verständnislos mit großen runden Augen und sperrte den Mund auf. Dann aber trat er einen Schritt zurück, saßte sich und donnerte dann heraus:

„Glaubt Ihr Menschen den, Ihr seid wie die Hasen, lauft zusammen und lauft wieder auseinander, glaubt Ihr, daß das Euer Pfarrer auch noch billigen könnte? Und deshalb kommen Sie nicht zu mir? Ei, schön! Ei, eine feine Christin. Und tut sich noch was drauf zugute, ihren Mann zum Teufel gejagt zu haben, wahrscheinlich.“

Aber weiter kam er nicht. Die Klar hatte schon seinen Gedanken erraten und ließ ihn nicht aussprechen. Sie hatte den geistlichen Herrn an der Brust gefaßt und zog ihm mit festem Griff die Soutane so eng zusammen, daß er nach Atem rang.

„Sie . . .“ wollte er brüllen, aber dabei plagte die Soutane in dem Rücken.

Die Klar hielt ihn aber noch fest.

„Ganz still, und gar keine Angst — nur zu einer Hur machen laß ich mich nit. Verstanden — vom lieben Gott selber nit. Und jetzt kein Wort mehr davon — und dann ist's gut.“

Sie ließ den Pfarrer los.

„Warum ich komm — ich komm wegen mei'm Philipp.“

Der Pfarrer war noch ein wenig atemlos.

„Ich muß den Sonntag auf der Kanzel.“

„Ja, das können Sie tun — ich werd dann den Spott nit haben,“ sagte die Klar. Aber sie hielt fest an ihrem Ziel. „Ich komm wegen mei'm Philipp,“ wiederholte sie.

Der Pfarrer sah ein, daß er nicht ankommen könne und auf sie eingehen müsse.

„Was ist mit dem?“ fragte er barsch. „Ist das Fröchtchen seinem Vater nachgelaufen?“

Die Klar lachte. Das tat ihr nicht weh. Aber, dachte sie, wenn sie ihn noch mal anfassen würde, dann sollte nicht nur die Soutane auf dem Rücken plagen.

„Latein soll er lernen,“ antwortete sie genau so barsch.

Der Pfarrer horchte.

„Latein?“

„Ja, Latein.“

„Warum?“

„Weil er was werden soll.“

„Aha. Der Diener der Kirche mit den zweckgepflegten Instinkten witterte etwas. Da galt's, einen Krebskorb aufzusehen.“

„Was soll er werden?“

„Was er will, Schullehrer oder Pfarrer, mir soll's recht sein.“

Die gerade Natur der Klar ließ nun alle Vorsicht außer acht.

„Ich hab ihn heut zum alten Krafft in die Schule getan.“

Der Pfarrer pfiß ein wenig durch die Zähne. Er sagte nichts. Sie sollte reden. Aber er wußte schon, wie er sie packen könnte.

„Wenn er dann noch Latein lernen tät, dann könnt er in Mainz ins Gymnasium kommen und Pfarrer werden — oder sonst etwas studieren.“

Letzteres hatte sie vom alten Krafft gehört und sagte es nun wörtlich nach.

„Um, hm,“ machte der Pfarrer. „Aber das interessiert mich gar nicht. Warum kommen Sie damit zu mir? Sie waren ja schon bei dem Gottesleugner Krafft, der wird Ihnen Ruffschluß gegeben haben.“

„Sie sollen dem Philipp Lateinstunden geben.“

„So, das kann er nicht?“

„In ihrer Ehrlichkeit sagte die Klar:“

„Nein, er hat gesagt, das kann er nicht.“

„Ja, und ich habe keine Zeit.“

Einen Augenblick war die Klar starr. „Weil das eben war? Ich hab Ihnen gesagt, ich laß mich nit zur Hur machen, darin versteh ich keinen Spaß. Und Sie hatten mich dazu machen wollen.“

((Fortsetzung folgt.))

5]

In der Bewertung dieses Freispruchs kann man kaum irre gehen. Die Geschworenen sind Leute aus derselben Gesellschaft, die die Regierung vermittelt Kriegsgerichte und Hinrichtungen vor den Angriffen der Expropriateure schützt. Horn ist ein Revolutionär, ein Anarchist, der den Kreisen der Expropriateure sehr nahe steht. . . . Und dennoch enthält die ganze Episode keinen Zug, der von „blutgieriger Roheit“ oder „tiefer Verderbtheit“ spricht, die in Verbindung mit so schroff negativen Erscheinungen, wie eine Expropriation, zudem noch eine private, unwillkürlich auftauchen. Für die Geschworenen blieb die letztere im Hintergrund. Vor ihnen und vor der Gesellschaft erstand nur die Gestalt eines intelligenten Mädchens von einem in Rußland ziemlich verbreiteten Typ, dessen geradlinige Kampf- und Opferbereitschaft schon längst bekannt ist. Die Begleitumstände dieses Todes ergaben das Bild eines so unmenschlichen Leidens und zeigten die Atmosphäre einer solchen gegenseitigen Sympathie, daß die Geschworenen, wie wir sahen, nicht einmal schwankten. Ihr Urteil war ein unmittelbarer Ausdruck des öffentlichen Gewissens. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Horn einem Opfer der „Rechtprechung“ Beihilfe leistete, damit es dem Galgen entging. Er leistete Beihilfe bei einem Selbstmord . . . . Ja, aber nur, um die Hinrichtung unmöglich zu machen. Und die Geschworenen, Leute von dem russischen Durchschnitstypus, fällten ihr Urteil: nicht schuldig.

Der Kampf der Meinungen, die Selbstbestimmung der Parteien, die Programm- und Parteistreitigkeiten innerhalb der Opposition stellen in den Augen einer jeden politisch fortgeschrittenen Regierung ein Element der sozialen Reflexion dar, das schon an und für sich die wilde Leidenschaft des Kampfes mildert, indem es sie von direkten Impulsen in das Gebiet des Gedankens, der Schwankungen, des Zweifels und des Studiums verweist. Die Meinungsfreiheit läßt die extremsten von ihnen von der frischen Luft der Kritik umwehen. Aber unsere Regierung betrachtet es noch jetzt als einen Erfolg und als Anzeichen ihrer Macht, daß es ihr gelungen ist, die Arbeit des oppositionellen Gedankens und Willens in das dumpfe, „unterirdische“ Gebiet zu vertreiben, und auf der Oberfläche des Lebens nur die brutale Polizei-Instruktion, nur die Stimme der „organischen Unordnung“ und die elementare Anarchie zurückzulassen. . . .

In dieser Beziehung hat die Regierung bedeutende äußere Erfolge aufzuweisen. Eines aber vermag sie nicht aus der Welt zu schaffen — das allgemeine Bewußtsein des Volkes, daß man so weiter nicht leben kann.

Dieses Bewußtsein beherrscht vollkommen die heutige Psychologie. Da aber die selbständigen Versuche des schöpferischen Gedankens und des aktiven Kampfes der Gesellschaft für eine bessere Zukunft überall unterdrückt sind, so bleibt nur dieses Bewußtsein, das heißt die Psychologie der nackten Verneinung, unerschüttert. Das aber ist die Psychologie der Anarchie.

Ihr sprecht von irgendwelchen noch möglichen Methoden des legalen oder mindestens nicht ganz legalen Parteikampfes. Wo sind sie? Hier! Nur diese Leute kämpfen noch unter jeden Bedingungen. Nieder also mit jeder sozialen Reflexion, mit jeder Organisation, mit jeglichen positiven Programmen und Prinzipien. Wir erkennen nur das Klare, Einfache, Augenscheinliche an: die unorganisierte, durch keine prinzipiellen Programme gebundene Aktion der anarchischen Persönlichkeit. Die individuelle Gewalt gegen die legalisierte Gewalt, der geheime Mord gegen die Hinrichtung auf Grund des vereinfachten Gerichts oder ganz ohne Gericht, die Plünderung gegen den Raub auf „administrativem Wege“, die persönliche Blutrache gegen die Folterungen in den Polizeirevierern, die Anarchie der vereinzelt Gruppen gegen die „organisierte Unordnung der Regierung“! Der allgemeine Hintergrund — die tiefste Beachtung nicht nur für eine Seite des Lebens, sondern für das ganze Leben: für die Regierung, die Gesellschaft, für sich selbst und für andere. Wir sahen, wie einer der zum Tode Verurteilten sich mit der kurzen Formel verabschiedete: „Sol sie der Teufel!“

Man kann diesem Prozeß die Konsequenz nicht absprechen. Er ist konsequent wie jede Krankheit eines Organismus, der vom Marasmus des Stillstandes infiziert ist. . . .

Unter den Materialien, die unser Korrespondent uns übermittelt hat, findet sich ein Brief, der durch die Abgeschlossenheit und Intensivität der elementar-anarchischen Stimmung Staunen erweckt:

„Sie fragen mich, wonach ich strebte? In der Tat, was war mein Ziel? Ich kann das nicht erklären. Ich finde nicht die Worte, durch die ich alles erklären könnte. Aber ich sehe und fühle, daß im Leben nicht das ist, was sein mußte. Wie es aber sein müßte, weiß ich nicht, oder eigentlich weiß ich es, vermag es aber nicht zu sagen. Als ich mich in Freiheit befand, sah ich, daß die Leute nicht das tun, was getan werden muß, sondern etwas ganz anderes. Vor einigen Jahren habe ich auch nicht das getan, was nötig war. Aber dann warf ich alle Rücksicht zum Teufel und tat das, was ich wollte und was mir gefiel.“

Sich selbst charakterisiert er mit unbarmherziger Offenheit: „Ich bin ein furchtbarer Egoist und liebe in meinem ganzen Leben nur mich selbst. Eines erkannte ich klar: ich lebe, da ich

aber lebe, muß ich dazu Geld haben (1). Eigenes Geld hatte ich nicht, und so nahm ich, wo es nur vorhanden war. Ich weiß nicht — vielleicht war das auch schlecht, aber ich achtete auf niemanden. Ich kümmerte mich nicht darum, welcher Meinung die Menschen von meinen Handlungen sind. Du weißt selbst, daß ich mein Leben nicht umsonst hingeben, sondern eher ein fremdes vernichten werde. Ich war stets bestrebt, die Schwächen zu unterdrücken und von ihnen zu nehmen, was ich nötig hatte. Hätte ich ihr Leben bedurft, ich hätte es genommen, aber ich hatte kein Bedürfnis nach dem Leben anderer. Denke nicht, daß ich unter Schwäche die armen Leute verstehe. Nein! Bei mir ist auch der Reiche ein schwaches Geschöpf. Als ich mich in Freiheit befand, war ich stärker als ein Reicher, aber jetzt bin ich schwach, man hat mir alles genommen, was ich hatte, und mir bleibt nur übrig, zu sterben."

In dem Material, das ich gegenwärtig besitze, bildet dieser Brief durch seinen trostlos düsteren, hoffnungslosen Zynismus allerdings eine Ausnahme. Die übrigen Briefe lehnen sich nur in größerem oder geringerem Maße an ihn an. In ihnen wird diese Stimmung meist gemildert durch die hervorbrechende Anerkennung einer irgendwo existierenden, aber nicht zugänglichen Wahrheit und durch eine tiefe, herzergreifende Trauer um das vernichtete Leben.

Wissweilen stößt man in den Briefen auf Versuche, die Expropriations-„Tätigkeit“ zu rechtfertigen. „Ich will Ihnen mitteilen — so schreibt einer der zum Tode verurteilten Expropriateure an einen politischen Gefangenen —, was mich in dieser Minute quält. Ich weiß, die meisten Menschen halten mich wie auch die übrigen Expropriateure für einen gewöhnlichen Dieb. Aber ich habe nicht für mich geraubt, sondern denen geholfen, die nichts hatten. Viele wissen das. Ich tat das nicht im Namen irgendeiner Partei, sondern auf eigene Faust, und es kränkt mich so, daß man von mir in dieser Weise spricht. Als ich früher in der gemeinschaftlichen Zelle zusammen mit Kriminalgefangenen saß, sagten alle, daß die Expropriateure nur für sich raubten. Ich frage Sie: sind denn wirklich alle, die mit Ihnen in einer Zelle sitzen (es handelt sich hier offenbar um politische Gefangene) derselben Meinung wie die Kriminalgefangenen? Ich sagte den Kriminalgefangenen früher, daß es auch Menschen gebe, die nicht für sich, sondern für andere rauben. Von mir persönlich habe ich nicht gesprochen, aber es war mir immer so bitterlich zumute, wenn von den Expropriateuren so gesprochen wurde."

#### „Das Urteil ist bestätigt!“

Mit den obenstehenden Briefen ist das „autobiographische“ Material erschöpft, das die zum Tode Verurteilten unserem Korrespondenten zustellten. Diese intimen, offeneren und vollkommen uneigennütigen Bekenntnisse und Berichte wurden auf verschiedenen Wegen, aber fast immer unoffiziell, aus den Zellen der Todeskandidaten in andere Gefängniszellen geschafft, zu Personen, die nicht die geringste Möglichkeit hatten, auf das Schicksal der Verurteilten einzuwirken. Darum hört man aus jeder Zeile in diesen Briefen nur die Offenheit vor dem Tode heraus. Viele Briefschreiber sagen offen, daß sie unter den gegebenen Bedingungen keinen Ausweg vor sich sehen, und zweifeln, ob es sich überhaupt lohne, vom Leben zu träumen. Und trotzdem könnte man vielleicht nur in dem ersten Briefe Anzeichen eines wirklichen Zynismus und einer Neuelosigkeit finden. Aus allen übrigen ertönen trübe Nachdenklichkeit und die Sehnsucht nach einem anderen Leben, nach einer schwer erreichbaren Wahrheit. Kann man wirklich, Hand aufs Herz, sagen, daß für die Autoren dieser Weisheiten kein Raum sein könne inmitten der Menschen, und daß die Hand, die die Todesurteile bestätigt, Scheusäle aus dem Leben entfernt, die weder für Neue, noch für Besserung zugänglich sind?

(Fortsetzung folgt.)

## Die Große Berliner Kunstausstellung.

IV.

### 6. Baukunst.

Die Säle 13 und 16 sind den Modellen, Aufnahmen und Zeichnungen der Architekten überlassen, die insgesamt eine sehr erfreuliche Fertigkeit und Präzision der zeichnerischen Technik darstellen und bereits für sich Kunstwerke bilden.

In Raum 13 sind es vor allem die Bauten der Architektenfirma Jürgen u. Bachmann, die sehr gut den Stand der gegenwärtigen Durchschnittsbauerei in öffentlichen Gebäuden und Kirchen anzeigen.

Man sieht ein gutes Anpassungsvermögen, Rücksichtnahme auf den Stadtkarakter in der St. Gertrud-Kirche zu Lübeck (744), die dann in den weiterhin gebauten Berliner Vorortkirchen (Karlsplatz 721) mitspielt. Die Fensterlösungen (718), die sehr billige Ornamentik (719), die unbearbeitete Aufnahme älterer Stilelemente (im Kirchhaus Barnimünde 713), besonders auch in der Vauschule Rendsburg (716) dann aber auch die Zusammenkoppelung von Ziegeln mit Patina in der Friedhofskapelle für Glensburg (746) — das alles zeigt wenig inneres Verständnis für das organische Ausbilden eines Baues, sondern ein geschicktes, aber sehr äußerliches

Verarbeiten allgemeiner Einfälle. Auf die mechanische Anlage der Räume, das Aufsetzen der doch als Oberlicht dienenden Dachfenster als markierten zweiten Stock muß ausdrücklich hingewiesen werden. Dem nicht sehr originellen Vorbild der Restaurationsanlagen der Ausstellung soll auch der Zoologische Garten dem vorgeführten Modell (745) entsprechend verändert werden. Die Zusammenfassung durch weit vorgezogene Flügel, in den beiden Turmächsen, die Ausfüllung durch die Terrassen, die flache Deckung der breiten Giebel ist anscheinend Allgemeineigentum der Architektur geworden und sehr erfreulich, nicht aber sind es die sehr öden, schematischen Lösungen der Lichtöffnungen. Sympathisch ist die Verbindung des großen Maschinenhauschornsteins mit dem Turmbach dieses Hauses. Ebenfalls viel Lob bei guter geschlossener Gesamtlage ist in dem Reformgymnasium für Tempelhof (896) von Köhler u. Franz. Viel mehr ist in dem Entwurf eines Rathauses für Schöneberg von Brurein (823), wenigstens im Obergeschosse und Dachausbauten; dagegen ist die Verbindung mit den Bögen des Erdgeschosses nicht gelungen, auch das Einsetzen der „Augen“ mehr mechanisch erfolgt. Eine nicht bessere Lösung ist sein Entwurf für Plauen (825), in dem er ebenfalls nicht überzeugend organisch auf zu breite Bögen steile Pfeilerfenster setzt.

Sehr spielerisch und äußerlich zusammengestellt ist das Herrenhaus auf Rügen (831) von Rohde, an dem kaum ein Motiv aus dem Zedentempel und trotz der bunten Behandlung ein ganzes Stilgerüst durchscheint. Viel ehrlicher, trotz der ihr begreiflichen Verbeibehaltung des älteren Schloßstils, ist das Herrenhaus Storkau (883) von Dreslauer und Salinger, das erprobte Lösungen, wie die schöne Gartenterrasse, das Hospotal nicht eines „modernen“ Scheins halber, fallen läßt.

Sehr beachtenswert sind noch die Zeichnungen eines Kunstmuseums für Basel von Froelich, das die Grundtöne der Kunst Wöllins verwertet (855, 871, 872), dann der Entwurf zu der Landesversicherungsanstalt Posen von Rohde, der entsprechende lokale Baufamen aufnimmt. Etwas theatralisch für einen Ruckbau scheint (853) das sehr ausdrucksvolle Schulmuseum für Rostock, ebenfalls von Brurein (862). Die Entwürfe Möhrings für eine Pester Sparkasse sind sehr selbständig (816—819).

Aus Süddeutschland fallen die Kirche in Memmingen von Kurz (866) mit sichtlich guten Ueberlieferungen in den freien großen Formen und schönen Fenster- und Schindlösungen auf — und das Polizeidienstgebäude in München von Töbelmann u. Groß (845), vor allem deshalb, weil der Einfluß der Umgebung sich bei dem Bau, der durchaus praktisch, zweckmäßig als „Ruckbau“ angelegt ist, in dem Aufnehmen der Kuppeln der benachbarten Frauenkirche in den Dachkern zeigt, die reiche umrankende Ornamentik des Seitenerkers aber ebenfalls zu dem Nachbargebäude der anderen Seite überleitet und so das Haus dem Stadtbild einordnet.

Man sieht daraus, daß es ebenso schwer sein mag, in einer Stadt mit reicher Tradition der Bauformen nüchtern zu bauen, wie in einer nüchternen Stadt reich und üppig, ohne prozig und überladen zu werden. So wird man zufrieden sein müssen, wenn — wie es der Fall zu sein scheint — der nüchternen Zweckmäßigkeit nicht mehr die Phrasen und die „stilvolle“ Dekoration aufgeliebt wird.

### 7. Zeichnende Künste.

(Raum 5b, 5d, 7a (Züttner) und 46—50).

In den zeichnerischen Werken müssen die Schwächen und Stärken dieser Kunst sich am klarsten widerspiegeln. Muß die gelehrte sorgfältige Durcharbeitung im Strich den äußeren Eindruck zunächst günstig gestalten, dafür aber das Mittelmäßige des geistigen Erlebens, die vorläufige schwache Beziehung zur Naturfarbe, die Temperamentlosigkeit und Banalität der Vorwürfe, diesen doch sehr abschwächen.

Immerhin enthält sie oft viel mehr Frische, unmittelbares Anschauen, als die Uebertragungen in Delfarbe und Ton und bietet mindestens ein technisch nicht unerfreuliches Bild.

Die korrekte Kleinarbeit kommt am schönsten in Architekturstudien zur Geltung, so in 329 von Wendrat, in der farbigen Zeichnung der Marienkirche zu Greifswald (333) von ihm noch schöner und malerisch gesehen. Die übliche Außerachtlassung der Luftreflexe stört den Eindruck in dem schön gezeichneten „Schlangendäler“ von Litzmann (341), schöne Nachtbilder sind die von Martini, „Im Scheine der Venus“ und von Ernst Liebermann (312), unmöglich in den Farben und an Delfter Porzellanmalerei erinnernd ist das banale Desfilé von Schreuer (318), sehr hart auch Doeplers Hafen (320). Die zahllosen farbigen Zeichnungen Züttners wird man nur mit gemischten Empfindungen betrachten, die ganz original entwickelte technische Eigenart zu geben, die Komik und den Witz der Kleinbürgerlichen Weißbierstuben aber nicht lange ertragen können, zumal wenn er an ein so tieffinniges, „wibiges“ Blatt kommt, wie das 428 — „der Maurer gürtet sich zum Kampf im Baugewerbe“. Die platte Behaglichkeit, das zufriedene Umherschweben im seichtesten Lämpel billiger Komik charakterisiert den geistigen Tiefstand seines Witzblattpublikums vortrefflich.

Unter den Radierungen, die einen sehr breiten, keineswegs durch besonders eigenartigen Inhalt gerechtfertigten Raum einnehmen, ermüden durch eine Ueberhäufung ohne Ordnung die türkischen Szenen Bauers, deren monotoner Vortrag selbst das stoffliche Interesse läßt (1567—1570, 1682—1684). Viel lebendiger, wenn auch zu routinisiert und etwas banal nach Regnier wirkend, sind die leichten annatigen, Valettgeschichten Legrand's (1571 bis

1594), Bedeutender das mit recht dramatischer Belebung gezeichnete „Apachenjouper“ (1572).

Seltjam bewegungslos trotz sprunghafter Zeichnung sind die Radierungen des Stierkampf-Zyklus von Geiger (1595—1598). Herkomers Lithographien wirken heute wohl nur erschreckend in ihrer leeren Zeichnung (1601—1612). Schöne Naturstudien enthalten die Schabkunstblätter Peter Galm's (1623 Feldapelle und 1624 Weidenstudie), sein Rathaus in Posen (1629) interessiert mehr des interessanten Wandentmales wegen, das es darstellt.

8. Plastik.

Unter den Arbeiten der Plastik ist das Porträt am schwächsten vertreten. Eine große Fülle von Köpfen kommen über eine trodene Ähnlichkeit nicht hinweg, ein Herausarbeiten der Psyche, oder auch nur eine bedeutendere Vertiefung der Darstellung wird kaum versucht. So muß ein Porträt, das wenigstens trotz einer akademischen Glätte der Form diese zu schönem Zusammenschluß eint, dazu sichtlich das Innere des Dargestellten zu erfassen bestrebt ist — wie das von Böll (Saal 17 972) oder das eines alten Mannes von Steiner (957) — auffallen.

Kraftvoll ist der Sklave von Sopher (969) und die Arbeit „Im Kerker“ von Wallot (958), eindringlich und groß die Jo von Rosenbergs (949), deren Handhaltung lebendig wirkt — dagegen erinnern die meisten kleineren weiblichen Statuetten (920, 922, 938) nur an die der Lampenindustrie, die durch Vergoldung (938 Perisch, Tänzerin) nicht an Leben gewinnen.

Sehr gut und charakteristisch ist die Tierdarstellung vertreten. So enthalten die Vitrinen in Saal 46 Mäuse von Esser (1714), einen Kalabu von Hartung, gute Entengruppen von Krieger (1724 und 1738), den bunten Eisvogel und Fischhörnchen und Ester von Reiller (1722, 1733 und 1740). In Saal 2 fallen auf die „Pariser Omnibusperde“ von Bügel, die sich balgenden Katzen von Etha Richter (85). Sehr ungelinstelt sind auch die schönen Löwen der Gruppe „Daniel in der Grube“ (70) von Darzow sowie die Jaguare des Brunnens (44) von Dammann, neben denen die Figur abfällt.

Als ein Porträt, das wenigstens mit der konventionellen Büstenform bricht, indem es die anschließende Sporttracht benützt, fällt das von Deßen (57) gut auf.

Abermals überraschen Bölls Sandalenbilder (74) durch eine felsam edle Linienführung und eine wunderschöne Durcharbeitung des Körpers und Zusammenhang zu einer klassischen vollkommenen Haltung — im Gegensatz zu den zahlreichen männlichen Figuren, die irgend eine Pose einnehmen und allenfalls ohne besondere Schwächen modelliert sind. Dazu darf wohl auch Göze, Achilles für Korfu (im Garten), trotz der blendenden Rüstung und Helmzier gezählt werden.

Im Raum 6 findet man einige passable Rennpferde von Fußmann (383) und Dannahauer (384) sowie die abermals ausgezeichnet gesehenen Jaguare von Gemignani (382).

9. Sonderkollektionen.

Von diesen sind der geschmackvolle, aber nicht sehr tiefe Müller-Schöenfeld sowie Frenzel, Züttner und Bohrdt bereits eingereicht. Es bleibt noch übrig, einiger Ungarn und der Sammlung Lesser Urh zu gedenken — obgleich weder dieser noch jene ein besonderes Verweilen rechtfertigen.

Von den Ungarn bereichern eigentlich nur die sehr farbigen temperamentvollen und fein beobachteten Studien Rippele-Ronáis (1551—1565) die Ausstellung (besonders die „Pariserin“, 1555) — schön ist auch Perlmutter's „Stilleben“ (1541) sowie das von Fónher mit den nur durch die Farbe riesig lebhaft gegebenen Studien.

Ein Kuriosum ist die viel bewunderte „Guldigung“ von Wenczur, an die viel geschmähten ähnlichen Massenporträtierungen Anton von Berners bei ähnlichen Staatsaktionen erinnernd. Nur wirkt hier der lebhafteste Farbensinn ein wenig verbindend, es ist sogar einige Luft in dem großen Raum, aber die von den eiligen Anwesenden dringend verlangte Ähnlichkeit und Deutlichkeit schließt eine natürliche malerische Wirkung aus, so ist es als Malerei, von der gleichgültigen Komödie abgesehen, so wertlos wie alle seine Vorgänger.

Lesser Urh (Saal 55), dessen Verleumdung einst so viel Staub aufwirbelte, wirkt in dieser Sammlung zweifellos durchaus original, ist aber heute in der Verquickung von prächtigen Lichtbedeckungen mit einer toten oder grossen disharmonischen und unnatürlichen Dunkelheit, den virtuosen giftig-bunten Effekten in den Landschaften ganz undisputabel und nichts weniger als fortschrittlich. Die meisten Arbeiten liegen 20—30 Jahre zurück und mußten in jener sehr nüchternen Periode sehr heftigen Widerstand finden und dadurch zu einer Ueberschätzung der blendenden Technik Lesser Urhs führen, die heute längst auf das richtige Maß zurückgeführt ist.

Paul Gangoßf.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.

Lösungen. Von heute (Marquez) 1. Lc2—e4. Solche Probleme nennt man „Drohungsprobleme“, weil nach dem ersten Zuge eine Drohung (Dd5+) besteht.

Verantw. Redakteur: Richard Barth, Berlin. — Druck u. Verlag: Fortwärts Buchdruckerei u. Verlagsgesellschaft Paul Singer & Co., Berlin SW.

Vom 9. Juli. (Weiß: Kf5, Da3, Td3, Tb2, Lc1, Sh8, Bc5, Bf3. Schwarz: Kh7, Th1, Ta7, Bb7, Bh2.) 1. Da3—a1. [Solche Kompositionen nennt man „Zugzwangsprobleme“, weil nach dem ersten Zuge der Lösung Weiß keine zum Ziele führende Drohung besitzt, sondern die Lösung vielmehr dadurch erreicht wird, daß Schwarz gezwungen ist zu ziehen und sich dadurch eine Blöße zu geben. „Zugzwang“ bedeutet also die Pflicht zu ziehen oder die „Zugpflicht“.

Vom 2. Juli. (Matth. Weiß: Ke2, Lf2, BB: a5, b4, c3, e3, g3. Schwarz: Kh3, BB: a6, b5, c4, d7, e4, g4. Weiß gewinnt.) 1. Kf1, Kh2!; 2. Lc1, Kh1!; 3. Ld2, Kh2; 4. Kf2, Kh1; 5. Lc1, Kh2; 6. La3, Kh1; 7. Lb2, Kh2; 8. Lc1, Kh1; 9. Ld2, Kh2; 10. Le1, Kh7; 11. Kf1, Kh2; 12. Lf2, Kh1; 13. Lg1. Hiermit ist das „Tempo“ (!) gewonnen; denn Schwarz, der die Zugpflicht hat und den K nicht ziehen kann, muß sich zu 13. . . . d6! bequemen. Nun wiederholt sich das obige Käufermanöver (Lg1—f2—e1—d2—c1—a3—b2—c1—d2—e1—f2—g1), wodurch der Zug d6—d5 erzwungen wird. Noch einmal dasselbe Manöver und d5—d4 wird erreicht, wonach Weiß mit e3xd4 augenscheinlich leicht gewinnt.

Vom 25. Juni. (Weiß: Kg6; Sb7, Bh7, Ba2, Ba4. Schwarz: Kh3, Lg3, Ba3, Ba5. Weiß gewinnt.) 1. Se6, Lh4! (Um sowohl Se6—g5—f7+, als auch Se6—d8—f7+ zu parieren.) 2. Sd4, Ld8! (Weiß droht Sc6, von wo aus er die Felder a5, d8 und e5 bedrohen würde. Schwarz muß also parat sein, diese drei Felder von c7 aus zu beden.); 3. Sc2, Le7; 4. Se3, Ld6; 5. Sc4. Diese Springerstellung ist entscheidend, weil von hier aus die vier Felder a3, a5, d6 (f7) und e5 (f7) bedroht sind und der schwarze Käufer augenscheinlich kein Feld besitzt, von wo aus er diese vier Felder gleichzeitig beden könnte. Es folgt also 5. . . . Lc7!; 6. Sxa3, L beliebig; 7. Sc4, Le7!; 8. a3! Hiermit wird wieder das entscheidende „Tempo“ (!) gewonnen; denn die Zugpflicht zwingt den Käufer, das Feld c7 zu verlassen, wonach Weiß entweder mit Sxa5 oder mit Sd6 (f7+) oder mit Se5 (f7+) leicht gewinnt.

Aus den obigen Illustrationen erblickt das Wesen des Begriffes „Tempo“, das wir unseren Lesern sich zu merken raten, da wir mit diesem Begriffe in unseren späteren Spalten bei der Eröffnungslehre zu tun haben werden.

Fortsetzung der Analyse über die „Spanische Partie“. Nach den Zügen 1. e2—e4, e7—e5; 2. Sg1—f3, Sb8—c6; 3. Lf1—b5, a7—a6! hatten wir gesehen, daß Weiß am stärksten mit 4. Lb5—a4! fortfährt. (Die von Dr. E. Lasker häufig angewendete Spielweise: 4. Lxc6, dxc6; 5. d4 hätte Schwarz nicht zu befürchten: 5. . . . Lg4!; 6. dxc6, Dxd1+; 7. Kxd1, 0—0—0+; 8. Ke1, f6!; 9. exf6, Sxf6; 10. Lg5, Te8 usw. Ober: 5. . . . Lg4!; 6. c3, Lxf3; 7. gxf3; Df6 z. B. 8. f4, exf4; 9. Dg4, g5; 10. h4, h6; 11. hxg5, hxg5; 12. Txb8, Dxb8; 13. Dxc5, Dh1+; 14. Kd2, Se7; 15. e5, 0—0—0; 16. Ke2, c5; 17. Dxf4, cxd4; 18. cxd4, 19. Le3, Lc5 usw.)

In der Hauptvariante (4. La4!) hatten wir gesehen, daß die übliche Spielweise, in 4. . . . Sf3? bestehend, wegen 5. De2! für Schwarz ungünstig ist. Zur Ergänzung unserer Ausführungen vom 2. Juli sei noch erwähnt, daß bei 5. . . . b5; 6. Lb3, Le5; 7. a4, Tb8; 8. axb5, axb5; 9. Sc3 das Bauernopfer 9. . . . 0—0—0; 10. Sxb5, d6 wegen 11. Lc4! nebst e2—c3 oder d2—d3 inoffensiv ist.

Aus obigen Gründen hat Alapin nach (1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. Lb5, a6!) 4. Lb5—a4! die Verteidigung 4. . . . Lf3—b4! empfohlen, um den schwarzen Königsläufer auf freien Diagonalen entwickeln zu können. Die Entgegnungen von Weiß können hierauf in a3, Sc3, Lxc6, 0—0 und c2—c3 bestehen; wels letzterer Zug als wichtigste Einwendung gegen die Alapinsche Verteidigung ins Feld geführt worden ist, und zwar mit folgender Fortsetzung: 5. c2—c3, Lb4—a5; 6. 0—0, Sg8—e7!; 7. d2—d4, e5xd4; 8. c3xd4, d7—d5! (Hiermit wird das weiße Zentrum demoliert.); 9. e4xd5 (Bei 9. e5, h6! nebst 0—0 und f7—f8 erlangt Schwarz Angriff auf Grund der offenen f-Reihe 9. . . . Dd8xd5; 10. La4—b3 (Ober 10. Sc3, Lxc3; 11. bxc3, Lg4 nebst event. Lxf3) 10. . . . Dd5—h5; 11. d4—d5, Sc6—a7!; 12. Lc1—d2, La5—b6; 13. Tf1—e1. Jedoch nach 13. . . . Lb6—c5; 14. Te1—e5, Le3—f5 nebst event. Ld6 und 0—0 ist ein Nachteil für Schwarz kaum ersichtlich. Eine Entwicklung dieser Hauptvariante durch Nebenwendungen das nächste Mal.

